
n e t z T E X T E

von

[Peter DÃ¼rbaum](#)

versalia.de

Inhalt

Ein Sommertag	1
Warum ich schreibe.	3
Ein cooler Typ	5
Gas	7
Zwei Groschen	9
Reise mit Hindernissen	11
Die Reise nach Florenz	14

Ein Sommertag

Um mich herum stapeln sich die Pappkartons. Hoffentlich ist dieser Umzug bald vorbei!
Der strapazierte Lieblingssessel gibt mir ein wenig Geborgenheit.
Meine Füße liegen auf einer Kiste und nur mit Mühe halte ich die Augen offen.
Ich bin ziemlich geschafft.

Schlürft fröhlich mein Blick auf ein halbverdecktes Foto, das unter einem Stapel Papier hervorsticht.
Eine Frau und ein Mann, er im T-Shirt und langer Hose, sie im leichten Blümchenkleid. Mitten auf
der Wiese sitzen sie auf einer Decke, dazwischen ein Picknickkorb - für kurze Zeit eine Insel im
Alltag.

Versonnen schaue ich dieses Foto an, mitten in Unordnung und Kartons.

Picknick, diese Idylle.

Was bringt einen eigentlich dazu, Picknick zu machen?

Wohl jeder kennt das Wort "Picknick" oder hat auch schon gepicknickt - und bei jedem hängen wohl
Erinnerungen daran.

Wie oft haben sie schon in ihrem Leben gepicknickt?

Aber was ist eigentlich das besondere am Picknick?

Für mich nur ich diesen Genuß im Provisorium, diesen Luxus inmitten der Schlichtheit der Natur?

Empfinde nur ich diese kurze Zeitspanne im Werden und Vergehen, im Kreislauf der Natur, als so
wertvoll?

Schon alleine die Konstruktion eines Picknickkorbes ist eine Augenweide.

Aus Rohr geflochten, mit kariertem Stoff bezogen, Schnallen aus echtem Leder, solide Verarbeitung,
alles höchst praktisch angeordnet und durchdacht.

Wie schön ist es, den Picknickkorb zu öffnen, sich gutes Essen zu gönnen, Käse, Trauben, frisches
Brot, Butter, Wein.

Beim Picknick lernt man sich kennen - erfährt in kurzer Zeit einiges über einen anderen Menschen
in dieser entspannten Atmosphäre.

Zu Hause sitzt man wieder auf Stühlen, muß sich benehmen, kann nicht mehr die Krümel in die
Landschaft schütteln oder Traubenkerne in die Gegend spucken.

Die abgenagten Knochen müssen nun auch wieder in den Abfall, wie es sich gehört.

Picknicken hat schon seinen eigenen Reiz.

Ich sitze zwischen meinen Umzugkartons, betrachte dieses Foto und es kommen Erinnerungen hoch.

Diese Situation kenne ich, fast alles ist genau wie damals - eine Wiese, eine Decke, der Picknickkorb,
Ess- und Trinkgeschirr.

Die Frau auf dem Foto lächelt ihren Begleiter an.

Am Schreibtisch finde ich in dem Durcheinander einen neuen Sitzplatz und mittlerweile regnet es.

Die Tropfen prasseln auf mein Atelierdach und dieses Trommeln macht mich wehmütig.

Ein wenig genieße ich sogar diese Melodie, wenn sie mich auch melancholisch macht.

Ja, es war wunderschön, damals.

Der Wind treibt nun die Wolken auseinander und jagt sie vorbei an der Pappel und dem
majestätischen, leicht gekrümmten Schornstein vor meinem Atelierfenster.

Nun strahlt die Sonne durch die Wolken und ihr Grau wechselt zu einem strahlenden Weiß, mit
scharfen Rändern.

Diese weißen Wolken habe ich schon einmal gesehen, damals - und der Sommer verabschiedet sich
auch schon fast alles wie damals.

Sie trug ein Blümchenkleid, daran kann ich mich noch sehr gut erinnern.

Ein Hauch von Stoff und ich weiß noch, da es mehr zeigte, als es verbarg.

Dieses Kleid war wirklich nur für einen Sommer gemacht.

Wie hieß sie noch? Ich überlege einen Augenblick lang - Susanne? Richtig, Susanne - ja, sie hieß Susanne.

Ein wenig muß ich nach dem Namen suchen, aber diese Begegnung liegt schon lange zurück und sie war nicht die einzige Frau, mit der mich schöne Erinnerungen verbinden.

Das bringt das Leben so mit sich.

Wissen Sie eigentlich noch, wann und mit wem Sie ihr erstes Picknick gemacht haben?

Bei mir war es so, da sich meine Nachbarin Susanne ziemlich spontan entschloß, mich auf einer meiner Fahrradtouren zu begleiten. Während sie ihr Fahrrad holte, wunderte ich mich, wieso sie so lange brauchte.

Als sie endlich kam und mein etwas mürrisches Gesicht sah, lächelte sie und hob den geflochtenen Korb.

"Ich habe eine Kleinigkeit eingepackt" sagte sie freundlich und los ging es.

Mit dem Wort Picknick verbinden die meisten Menschen Erholung, Natur, Ursprünglichkeit, Erdnähe, Genüß, Gemütlichkeit und Wohlbehagen. So war es auch bei uns.

Nach dem Essen und Trinken, alles war wirklich exzellent zusammengestellt - wie hat sie das eigentlich so schnell geschafft? - sank ich mit einem leisen, genußvollen Stöhnen nach hinten weg auf die Decke.

Solch eine Frau! - ganz zufällig getroffen und nun das!

Ich verschränkte die Arme hinter meinem Kopf, fühlte mich paradiesisch und schaute in den blauen Himmel, vor dem die weißen Wäldchen mit den scharfen Rändern standen.

Etwas Lustvolles war in mir und meine Augen wurden schlüfrig.

Zwischendurch, erinnere ich mich schwach, saß sie rittlings auf mir und bedeckte mich mit ihrem Blümchenkleid, aber der Wein tat weiter seine Wirkung und ich war so schlüfrig und erschöpft, da ich sofort wieder wie bewußtlos einschlief.

Als ich erwachte, lag sie halb auf mir und schlief, und an ihrem Lockenkopf vorbei, ganz nah, erblickte ich ein nasses, wiederkehrendes Kuhmaul.

Die Wirklichkeit hatte uns wieder, aus der Blumenwiese war wieder die Kuhweide geworden.

Wie die Geschichte endete, wollen sie wissen?

Jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, sitze ich alleine am Fenster meines Ateliers und schaue wieder auf Wolken, die vorbeiziehen.

Nur diesmal tut mir mein Fuß sehr weh und ist stark geschwollen.

Damals, voll Kraft und Leidenschaft, dachte ich, es sei Liebe.

Heute schlucke ich meine Herztabletten und lausche dem Leben.

Ich bin auch nicht mehr schlank und meine Erinnerung an diese Frau ist wirklich nur noch eine Erinnerung.

Aber dieses Erlebnis auf der Decke mitten auf der Wiese, das habe ich noch deutlich vor Augen.

Ich sitze alleine im Chaos meiner Umzugskartons, die Wehmut überkommt mich und bereitet mir ein fast schmerzhaftes Gefühl in der Magengrube.

Warum ich schreibe.

In einem etymologischen Wörterbuch heißt es: „Schreiben, (...) mit einem spitzen Griffel eingraben, einzeichnen, (...)“ und weiter: „(...) die alte germanische Bezeichnung für das Einritzen der Runen (siehe reihen)“ und bei „reihen“ steht: „(...) bedeutet ursprünglich ‚ritzen‘, speziell ‚Runen auf Buchenstäbchen einritzen‘, dann ‚zeichnen, schreiben‘ (...).“ (PFEIFER 1993).

Eingraben, ritzen, zeichnen, das ähnelt der Holzschnitt-Technik, mit der ich mich schon lange beschäftigt habe, ein Grund also, auch das Schreiben zu erlernen und dann beides zu vereinen.

Aber es gibt noch etwas anderes: ich will schreiben lernen, weil ich sprachlos geworden bin.

Liegt es an meiner Kindheit, an meinem Alter, an meiner Krankheit, an diesen Zeiten, da es mir die Sprache verschlagen hat? Vielleicht ist schon alles gesagt? Häufig bin ich versucht, mich nur noch durch Bild und Symbole mitzuteilen. Dennoch, es gibt weitere Gründe das Schreiben zu erlernen, Gründe, die dem praktischen, dem angewandten Leben dienen.

Dazu gehört, meine Gedanken und Gefühle genauer zu formulieren und zu Papier zu bringen. Wenn das, was ich sagen will für mich selbst schlüssig ist, gehe ich davon aus, daß ich auch von anderen verstanden werde. Von Kindheit an neige ich zu einer graphischen Nachdenklichkeit; deswegen will ich lernen, meine Gedanken schärfer zu fassen, bevor ich sie zu Papier bringe.

Schreiben hilft aber auch, zusammen mit dem Dialog, die eigene Identität zu erkennen und zu bewahren; so kommt meine Persönlichkeit, mein „Ich“ zum Ausdruck. Es entsteht eine Übereinstimmung meiner Sprache und meinem Umfeld. Dies meint wohl auch der Schriftsteller Paul Esser, wenn er dem Regionalen im Verhältnis zum Globalen steigende Bedeutung beimißt.

Aus diesem Grunde will ich bewußt den Umgang mit meiner Muttersprache, der deutschen Sprache, pflegen. In der Schule und im Studium habe ich mir keine tiefgründigen Gedanken über künstlerische Mittel oder tiefergehende Möglichkeiten des Schreibens gemacht. Jetzt aber empfinde ich Umgangssprache, Anglizismen und andere Moden in Zeitungen, in Radio und Fernsehen als störend.

Der Grund für die Vergewaltigung des gesprochenen und geschriebenen Wortes könnte eine kulturelle Umbruchszeit sein und deshalb erscheint es mir gerade jetzt besonders wichtig, ein Bild der gegenwärtigen Zeit zu zeichnen.

Daher bin ich bestrebt, geistig rege und auf der Höhe der Zeit zu bleiben.

Im Mai dieses Jahres werde ich 59 Jahre alt und das Schreiben soll mir helfen, geistig wach und wachsam zu bleiben. Die Entwicklungen meiner Umgebung und meiner Zeit beobachten und bewerten, meine Lebenserinnerungen aufschreiben, ein Tagebuch, ein Aufgaben- und Ideenbuch zu führen, diese Mittel sollen mir helfen, geistig rege, auf der Höhe der Zeit und anpassungsfähig zu bleiben. Dazu fällt mir Walter Jens ein, der in seinem hohen Alter beeindruckend frisch wirkt.

Durch eine chronische Krankheit bin ich zwar in materielle Not geraten, andererseits besteht jetzt die Möglichkeit, etwas von Grund auf Neues zu beginnen. Ich will so schnell wie möglich das Schreiben erlernen und den Schwerpunkt auf geistige Tätigkeiten verlegen, um die neuen Aufgaben und Anforderungen bewältigen zu können. Dazu gehört auch die Beschäftigung mit anspruchsvollen Schriften.

Wenn ich selbst das Schreiben erlernt habe, kann ich wiederum Geschriebenes besser interpretieren und analysieren. Dabei denke ich an Texte, die demagogisch, wissenschaftlich einseitig oder falsch, politisch bedenklich oder in ihrer Aussage sogar gefährlich sind, wenn sie unkritisch hingenommen würden. Das trifft auch auf Artikel in Zeitungen, philosophische und da ich gerne zeichne und male, auf kunsttheoretische Schriften zu.

Dazu kommt, daß ich meine Kenntnisse schriftlich ordnen und zusammenbringen will. Seit geraumer Zeit befaße ich mich vor allem mit den graphischen Techniken. Um mir selbst über das, was ich mache, klar zu werden, will ich meine Vorstellungen zunächst für mich schriftlich erfassen und übersichtlich darstellen.

Bei Ausstellungen habe ich festgestellt, daß die Besucher meine Bilder anschauen, aber auch zuhören und lesen, was ich zur Entstehung der Bilder sage und schreibe. Das ist der Grund, warum ich den Holzschnitt und das Wort zusammenbringen will. Durch die Fähigkeit schreiben zu können, ließen

sich Vorhaben verwirklichen, die mich schon längere Zeit beschäftigten.

Meine Bilder und Vorstellungen setze ich unter anderem mit Hilfe der Holzschnitt-Technik, der Kaltnadelradierung und durch die Collage um. Mein Wissen über den Holzschnitt und über die Geschichte und Entwicklung des Holzschnittes und die Drucktechnik gleichen Namens habe ich schriftlich zusammengefasst.

Als Dozent am Zentrum für Offene Kulturarbeit leite ich seit kurzem einen Holzschnitt-Kurs und halte Dia-Vorträge zum Thema Holzschnitt.

Darauf ist auch ein Werkstattbrief abgestimmt, den ich für Künstler, Sammler und Kunstliebhaber herausgebe.

Eine letzte Bemerkung: bei den Vorbereitungen zu diesem Text stellte ich fest, welche großartigen Möglichkeiten die deutsche Sprache bietet (Wortreichtum, Vielfalt der Wortzusammensetzung, Sinnänderung durch Betonung der einzelnen Worte im Satz und dergleichen mehr). Das verstärkt meinen Wunsch, das Schreiben von Grund auf zu erlernen und zu verbessern.

Ein cooler Typ

Der altersschwache Akku meines nicht mehr ganz modischen Handys zwingt mich ab und zu, öffentliche Telefone zu benutzen.

Nun gibt es wohl auch Telefonzellen mit schalldämmenden Wänden und Schutz gegen Wind und Regen.

Die sind auch notwendig, denn da wo ich wohne, wird anscheinend das Wetter für Europa gekocht.

Die Einwohner unserer Gegend buchen daher meist schon im Winter ihren Sommerurlaub.

Nahe meiner Wohnung steht leider nur eine von diesen offenen, fürchterlich modernen Telefonsäulen, bei denen der Benutzer Wind und Wetter ausgesetzt ist.

Außerdem kann jedermann, wenn er will, das Gespräch mitbekommen, wenn er nur nah genug dabei steht.

Neulich mußte ich auf dem Weg nach Hause solch ein Ungetüm benutzen.

Diese neumodische, edelstahlene, unpraktische und ungemütliche Telefonsäule mit dem magentafarbenen prangenden T beherrscht einen kleinen Vorplatz.

Leider fährt die Hauptstraße mit ihren lärmenden Autos, Bussen und Lastwagen so nahe an ihm vorbei, daß das Telefonieren sehr mühsam ist.

Ein junger Mann mit speckiger Fransenjacke, Blue Jeans und Cowboystiefeln und preßt den Hörer an seine Wange.

Trotz des Verkehrslärms bekomme ich paar Wortfetzen mit:

„Ja Tante, hier ist es wunderbar..., ...mir geht es gut, ...ja da hast du Recht ..., ...das ist ja kein Wunder ...“

Nun will ich nicht zuhören, wenn jemand telefoniert, das verbietet mir der Anstand.

Ich entferne mich etwas, wohl auch, weil das Gespräch für mich nicht wichtig ist.

Also schlendere ich um die Telefonsäule herum.

Dabei habe ich die stille Hoffnung, daß sich der Typ an die alte Regel „Bitte fassen Sie sich kurz“ hält.

Da das Gespräch aber doch länger dauert, werden die Kreis immer größer und so gerate ich vor das Schaufenster einer Musikalienhandlung.

Besonders die Gitarren haben mir es angetan, aber bei den Preisen schüttelt es mich doch gewaltig.

Vor allem eine schwarzbauchige Ovation hat es mir angetan, die auch sehr qualitativ gearbeitet zu sein scheint, denn sie kostet ?? - â, -.

Qualität hat ihren Preis, und so gesehen gibt es hier anscheinend nur Qualitätsgitarren.

Ab und an finde ich mich wieder an der Telefonsäule ein, um nachzuschauen, ob der junge Mann denn nun endlich sein Gespräch in die Endphase bringt.

Der aber lobt in den nächsten Tagen seinen Badestrand und die brennende Sonne, die Palmen und das Klima.

Das wird nun aber doch interessant.

Anfangs begriff ich überhaupt nicht, wovon der junge Mann sprach, deshalb siegte nun meine Neugierde.

In Hörweite blieb ich stehen und betrachtete intensiv den Abfallkorb an der Bushaltestelle, als das Gespräch eine sehr überraschende Wende nahm.

Da behauptet doch einer, er sei im Süden und mache Urlaub, und in Wirklichkeit steht er mit mir zusammen im Nieselregen.

Was ich hier mitbekomme, ist schon ziemlich dreist.

Der Typ bedankt sich wortreich bei seiner Tante für das Geld, das sie ihm für den Urlaub vorgestreckt hat;

er läßt das Blaue vom Himmel herunter und nun verspricht er auch noch hoch und heilig, alles bei der nächsten Gelegenheit zurückzahlen.

Ich denke mir mein Teil und jetzt zieht es mich wieder zu dem Musikgeschäft, aber eher, weil ich in der spiegelnden Schaufensterscheibe die weitere Entwicklung an der Telefonsäule beobachten kann, ohne aufdringlich zu wirken.

Dort wird wild gestikuliert, und wichtig mit den Armen gerudert.

Irgendwann habe ich mich dann aber doch derart in eine der Gitarren verliebt, daß die weitere Entwicklung an mir vorüberging.

Einen Augenblick lang muß ich wohl nicht aufgepaßt haben, denn beim nächsten Rundgang stand jemand ganz anderer an der Telefonsäule und telefoniert eifrig, wobei er mich triumphierend anschaute - so deutete ich zumindest seinen Blick.

Den seltsamen Kerl in der speckigen Lederjacke mit den albernen Fransen an Revers und Ärmeln aber sah ich mit ausladenden Schritten eilig in einer der nicht weit von mir entfernt liegenden Spielhallen verschwinden.

Seitdem ich eine Dauerfahrkarte besitze, habe ich die Annehmlichkeiten des Busfahrens entdeckt, aber etwas ist ärgerlich.

Zu manchen Zeiten fährt der Bus überhaupt nicht, dann müsste man eine Stunde warten, wie an diesem Morgen.

Die Linie 15 kommt erst in vierzig Minuten, also zu Fuß bis zur nächsten Haltestelle.

Ich habe es nicht eilig.

Am Marktplatz gibt es drei Möglichkeiten, in die Stadt zu gelangen, warten muss ich aber auch hier.

Die Linie 36 kommt in acht Minuten, das reicht, so lange kann ich warten.

Der Bus kommt, ich steige ein, wir fahren drei Haltestellen weiter, ohne dass ein Fahrgast zusteigt.

Wir sind also gut in der Zeit.

Dann steht der Bus vor einer roten Ampel; weiter vorne, da wo die Straße leicht nach links biegt, ist irgend etwas im Gange. Grundsätzlich, der Bus setzt sich gerade in Bewegung, als sich weit vor uns ein Feuerwehrwagen auf der Straße querstellt und die halbe Fahrbahn blockiert.

Polizeiwagen mit Blaulicht flankieren die Bürgersteige.

Vom hohen Bus aus ist schon aus der Ferne alles gut zu beobachten, trotzdem fährt der Busfahrer in die abgesperrte Fahrbahn, und lässt den Wagen bis kurz vor der Straßensperre ausrollen.

Das war ein Fehler. In rascher Fahrt schlängelt sich von hinten ein Transportwagen der Feuerwehr an dem Bus vorbei, der ihm aber die Fahrgasse versperrt.

Ein Feuerwehrmann bedeutet dem Busfahrer, dass er zurücksetzen soll.

Nur zögernd folgt der Fahrer dieser Anweisung.

Er ist nervös, kann nicht nach hinten sehen und der Einsatzwagen drängelt, seine Sirene lässt die Luft erzittern.

Dann ist eine schmale Gasse frei, gekonnt schlüpft das schwere Fahrzeug mit Blaulicht durch die Lücke nach vorn.

Der Feuerwehrmann erklärt dem Fahrer, dass die Straße wegen Explosionsgefahr gesperrt sei, zur gleichen Zeit treibt ein schwacher Wind Gasgeruch in unseren Bus.

Manche Fahrgäste werden unruhig, verlassen das Fahrzeug, sie wollen zu Fuß weiter, doch die gesamte Straße ist für den privaten Autoverkehr und Fußgänger gesperrt.

Eine Frau zu meiner Linken macht ihrer Empörung Luft; sie macht sich Sorgen um das Zeitlimit ihrer Fahrkarte, mit der sie noch umsteigen muss.

Der Fahrer zuckt die Achseln, der Anschlussbus ist schon fort.

Lustlos biegt er das Mikrophon vor seinen Mund und beschreibt dem Fahrdienstleiter die Lage und dass er keine Durchfahrt bekommt.

Er erhält die Anweisung, an Ort und Stelle zu bleiben und muss auf die Hilfe eines Mitarbeiters warten, der in zehn Minuten da sei.

Nun stehen die Fahrgäste doch auf, weil wir schon eine lange Viertelstunde warten und niemand weiß, wie und wann es weitergeht.

In den Fahrzeugpulk vor uns kommt nun Bewegung.

Die schweren Wagen rangieren, stehen quer auf der Straße oder wechseln die Straßenseite.

Man braucht Raum, um einem weiteren Rettungsfahrzeug und einem Spezialfahrzeug für die Luftmessung Platz zu machen, die sich eilig an unserem Bus vorbei durch die schmale Fahrbahn quetschen.

Auf uns wirkt das alles ziemlich chaotisch, aber es muß wohl ein Plan dahinterstecken.

Zur gleichen Zeit, als der weisungsbefugte Mitarbeiter am Fahrerfenster erscheint, um beim Zurücksetzen behilflich zu sein, läßt sich vorne in der Straße der Wirrwarr aus roten und grauen Wagen auf.

Nach und nach leert sich die Straße – die Polizeifahrzeuge fahren auf die Bürgersteige und die schweren Rettungsfahrzeuge bahnen sich ihren Weg zum Fahrbahnrand oder verlassen die Gefahrenstelle, wie der Busfahrer dem Dienstleiter durch das Mikrofon mitteilt. Die Straße liegt breit und leer vor uns, es geht weiter.

Zwei Groschen

Die Zeiten waren schlecht.

Damals war ich ungefähr acht Jahre alt.

Mein Vater war als Gymnasiast von der Schulbank weg eingezogen worden und kam, noch jung, gealtert aus dem Krieg heim.

Eine Bombe hatte seine Mutter zerrissen, sein Vater war Hilfsarbeiter bei der Eisenbahn.

Der Vater meiner Mutter war Bergmann, ein Beruf, den der Diktator sehr schätzte, und Opa schätzte den Diktator.

Auch von ihrer Mutter weiß ich nur, daß sie im Krieg umgekommen ist.

Meine Mutter hatte dieser Krieg nach Osten verschlagen, hinein in die anrückenden Truppen der Russen.

Die Startbedingungen nach dem großen Krieg waren für viele, auch für meine Eltern, denkbar schlecht und beide arbeiteten sie hart.

Mein Vater studierte Medizin und meine Mutter, Krankenschwester von Beruf, war in einer Spinnerei beschäftigt und nach Feierabend ging sie putzen.

Eine Nenn tante väterlicherseits kümmerte sich um mich.

Ein paar Jahre später wurde mein Bruder geboren, meine Mutter konnte nun nicht mehr arbeiten gehen.

Zu dieser Zeit wurde das Einkommen noch bescheidener.

Mein Vater war sehr ehrgeizig und nutzte jede Gelegenheit, beruflich voranzukommen.

Er machte sein Pflichtjahr in einem Krankenhaus und wir mußten umziehen.

Meine Mutter dreht jeden Pfennig zweimal um, manchmal auch öfter.

Einmal, vollkommen überraschend, schenkte sie mir Kirchengeld.

Sie drückte mir zwanzig Pfennig in die Hand, zwei Groschen, wie die alten Tanten sagten.

Ich ahnte, daß das Geld einen Wert hatte, den halben Tag lief ich über den Kirchengeldplatz und schaute überall zu, ohne das Geld anzuhören.

Was gab es da nicht alles zu sehen:

die riesige Dampforgel, deren Druckkessel die Kraft lieferte, damit der mächtige Treibriemen die mannshohen Holzfiguren drehte und dabei noch die Melodien über den Platz schmetterte.

Alle diese bunten Buden, die Raube, deren süßes Geheimnis ich erst sehr viel später erfahren sollte, die Luftballons, die in allen Farben leuchteten, der Eisbär, der mich immer so erschreckte, bis ich sein kleines Gesicht zwischen den riesigen Fangzähnen entdeckte. Danach richtete ich mich weniger.

Das Kettenkarussell hatte es mir angetan.

An viel zu dicken Ketten, wie ich mit Sorge bemerkte, hingen Sitze mit Lehnen, in die sich die Menschen zwängten und es dann wagten, mit einer Sicherheitskette vor dem Bauch, sich mit Hilfe der Fliehkraft über die Köpfe der Besuchermengen schleudern zu lassen.

Von dort oben hatten sie sicherlich eine schöne Aussicht auf die Schiffschaukel nebenan und das Riesenrad am Rande des Platzes.

Ich stand und schaute, freute mich mit den Menschen, wenn sie vor Vergnügen jauchzten und litt mit ihnen, wenn sie bei rasender Fahrt vor Angst schrien.

Das Gewimmel der Menschen, die bunten Luftballons, die Gerüche von Anis, Lakritzen und kandierten Erdnüssen, die Musik aus den Lautsprechern, die Mikrofone der Budenbesitzer, alles starrte auf mich ein.

Ab und zu tastete ich nach den zwei Groschen, den zwanzig Pfennig, das klang nach mehr Geld.

Ich vergewisserte mich, daß sie noch da waren, mittlerweile angewärmt und ein wenig klebrig.

Dieses absichtlose Zugucken ging, ganz leise aber stetig, in ein zartes Verlangen über und wurde

nach und nach zum Wunsch, auf eines dieser KirmesgerÄste zu steigen.

Schnell unterdrÄckte ich den Gedanken daran, kam an einem Pferdekarussell vorbei, die Tiere hatten wehende, weiÄlackierte, wilde MÄhnen, wippten immer auf und ab in einem furiosen Galopp. Mit ihren viel zu weit aufgerissenen Augen und NÄstern luden sie mich ein, auf der Stelle tretend, Äber die Steppe zu fliegen.

Das sie nicht wirklich gallopierten, stellte ich bei nÄherem Hinsehen mit Bedauern fest, und der ganze Zauber war dahin.

Dann war doch das Karussell mit den Autos besser, da drehten sich wenigsten die RÄder.

Sogar einen Motorroller gab es dort und ein leuchtend rotgestrichenes Feuerwehrauto mit einer echten Messingglocke.

Das stille Verlangen wuchs auf dem Weg zum Boxring, zwischen den Losbuden.

Mehr noch, ich wollte das Geld auszugeben!

Ein innerer Kampf entbrannte in mir: das Feuerwehrauto oder doch lieber der Motorroller oder doch besser eins von diesen wilden Pferden, Lakritze wÄre auch nicht schlecht oder tÄrkischer Honig, Zuckerwatte, gebrannte Mandeln, alles weckte in mir Verlangen.

Immer mehr geriet ich in einen Zwiespalt - sollte ich nach Hause gehen und das Sparschwein fÄttern oder vielleicht doch ein Los kaufen, mit der Aussicht, einen riesigen, rosafarbenen BÄren zu gewinnen.

Aber gab es denn Äberhaupt rosa BÄren?

Ich war mir nicht sicher.

So entschied ich mich fÄr die drei Ringe an der Wurfbude, hatte das Geld schon in der einen Hand, die Ringe in der anderen, da streckte der alte Mann seine Hand aus und wollte das Geld haben, mein Geld.

Wild entschlossen legte ich die Ringe zurÄck und schlug den Weg nach Hause ein.

Dann aber geschah es:

mit steinerner Mine ging ich zur SchieÄbude, nahm ein Gewehr, bekam sechs KÄgelchen fÄr die zwei Groschen, Äffnete die Kammer, lieÄ die Kugeln hineintrÄuflern und schoÄ auf die weiÄen TonrÄhrchen, verbissen und wÄtend.

Der Mann im grauen Kittel suchte grinsend meinen Blick: Vier daneben, zwei getroffen. Da musst du noch Äben.

Reise mit Hindernissen

Endlich Urlaub!

Der Wagen hat schon einige J  hrchen auf dem Buckel.

Ein alter Lada-Kombi; preiswert erstanden und mit frischer TÜV-Plakette.

Es ist abends neun Uhr.

Ein letzter Kaffee in meinem Lieblingsbistro und dann geht es los.

Ich fahre gerne nachts, die Autobahn ist dann frei und die laue Luft erfrischt beim Fahren.

Der Himmel ist sternenklar, aber irgendwo gibt es ein Wetterleuchten.

In unregelmässigen, grösseren Abständen, kaum auszumachen, zuckt ein schwacher Lichtschein von irgendwo her.

Da, schon wieder!

Ganz allmählich steigt in mir ein Verdacht hoch.

Tatsächlich, diese schwachen Blitze kommen aus der Nähe der Lenksäule.

Die Sicherungen schießt es mir durch den Kopf, dort ist der Sicherungskasten.

Mitten in der Nacht, mutterseelenallein, mit knappem Geldbeutel, das kann ja heiter werden.

Ich lauere auf Störungen oder ungewöhnliche Geräusche, aber der Wagen f  hrt ruhig und ich komme gut voran.

Irgendwann zucken auch keine Lichtblitze mehr.

Ich werde ruhiger, das kann nichts Lebenswichtiges gewesen sein, der Lada gilt als sehr robust.

Um die Sicherungen werde ich mich bei Tag kümmern.

Nach einer halben Stunde aber kriecht die Müdigkeit in mir hoch, auch lassen mir die durchgebrannten Sicherungen keine Ruhe.

Mein Entschluß steht fest, ich mache eine Pause und repariere die Sicherungen jetzt, wer weiß, was noch alles auf mich zukommt.

Am n  chsten beleuchteten Rastplatz fahre ich von der Autobahn ab.

Aus einem Abfallkorb fische ich eine zerkn  llte Zigarettenschachtel und rei  e das Staniolpapier heraus.

Der Sicherungskasten befindet sich an einer leicht zugänglichen Stelle neben der Lenksäule; man merkt, dieses Auto haben Praktiker gebaut.

Einen dünnen Streifen Staniolpapier lege ich über die Länge der Sicherung und klemme die Enden in die Halterungen.

Bis jetzt hatte ich so etwas nur vom Hörensagen gekannt, morgen werde ich feststellen, ob alles wieder in Ordnung ist.

Je weiter man sich von Paris entfernt und je mehr man sich dem Mittelmeer nähert, desto häufiger kann man beobachten, daß sich viele Fahrer und ihre Beifahrer während der Nachtfahrten auf den Rasenst  cken der Rastplätze ausruhen.

Jeder packt eine Decke aus, und wo man gerade geht und steht, legt man sich nieder und ruht sich aus.

Mich erinnern diese Szenen an ein Bild von Bruigel, auf dem er das Schlaraffenland darstellt.

  ber uns wölbt sich ein sternen  berfluteter Nachthimmel, wie er nur im Süden zu finden ist.

Mit diesem herrlichen Bild vor Augen suche ich mir auch einen Schlafplatz bei Mutter Natur und werde erst wach, als die Sonne auf meinen Arm sticht.

Nun folge ich dem Rhonetal in Richtung Avignon, verlasse dort die Autoroute du Soleil und ab jetzt lenkt der Zufall meinen Wagen.

Er f  hrt mich durch traumhaft schöne Landschaften und erst wenn ich an Ort und Stelle bin, schlage ich in meinem kleinen, aber feinen Reisef  hrer nach, um festzustellen, wo ich mich befinde.

Das ist eine spannende Art, meine Art, Urlaub zu machen.

Die Straße f  hrt mich in die Berge.

Je höher ich komme, desto schmaler wird sie und desto rauher wird der Straßenbelag, bis sie schließlich zu einem Weg aus grobem Schotter wird.

Unter einem überhängenden Felsen, h  hlgleich - hat jemand aus Felsbrocken einen Tisch und zwei Sitze geformt.

Eine gute Stelle für mein Mittagessen und sogar den Wagen kann ich unter diesem Felsüberhang unterbringen.

Diese urhafte Landschaft hat es mir angetan, hier bin ich zuhause.

Nach dem Essen baue ich meine Handgemachte auf, rolle mich hinein und genieße diese Stille, während ich beim sanften Schaukeln vor mich hinflese.

Friedlich ist es hier, hier möchte ich bleiben.

Mittlerweile ist die Luft feucht und stickig, in das freundliche, strahlende Blau mischt sich ein bleierner Farbton.

Es ist still, so still, da ich das feine, singende Rauschen des Flügelschlages eines Vogels hören kann.

Ich blinzele zu einer Kröte hinüber, die träge das Tal durchstreift.

Ab und zu ist sich im gegenüberliegenden Steilhang ein Steinchen aus der Geröllhalde, kullert und klickert kaum hörbar ein kleines Stück abwärts, um dann in der Gluthitze unter Seinesgleichen erschöpft liegen zu bleiben.

Ich muß eingeschlafen sein, denn in der Zwischenzeit hat die Natur eine Palette von Pastellfarben angerührt, die schön anzuschauen wären, wäre da nicht am Himmel dieser drohende Grauton der Wolken, die von einem scharfen, strahlenden Weiß umrahmt werden.

Mittlerweile ist die Luft noch schwüler und knistert spannungsgeladen, ein Gewitter droht.

Verschlafen suche ich meine Sachen zusammen und verstaue alles im Wagen.

Von meiner gemächlichen Handhabe aus, will ich das kommende Schauspiel genießen.

Plötzlich durchzuckt mich ein Gedanke.

Eine ganze Weile ging mir schon durch den Kopf, wer sich die Mähe gemacht haben könnte, diesen Schutzraum anzulegen und schwelgte in meiner Phantasie in der Steinzeit.

Wahrscheinlicher aber war mir plötzlich, daß es sich hier um einen Kolk handeln könnte, der entsteht, wenn die Kraft des Wassers in der Biegung eines Baches den Fels auswascht.

Ich bin in einem ausgetrockneten Bachbett schiebt es mir durch den Kopf, ich muß hier weg sein, wenn das Wasser kommt.

Mittlerweile mischt sich die Abenddämmerung mit der Dunkelheit der schweren Gewitterwolken.

Rasch wird es finster.

Ich starte den Wagen, aber aus der Motorhaube dringt nur ein helles Sirren.

Der Anlasser dreht sich nur mühsam, hat nicht die Kraft, den Motor anzuwerfen und nach einem letzten, klackenden Geräusch bleibt alles still.

Anscheinend ist der Akku leer.

Zum Glück steht der Wagen an einer abschüssigen Stelle.

Ich fesse die Handbremse und während das Fahrzeug anrollt, drehe ich den Zahndschlüssel und lege den zweiten Gang ein.

Die Zahndleuchten glimmen, mit einem Ruck lasse ich die Kupplung springen, der Motor setzt sich in Gang.

Ein Stein fällt mir vom Herzen, ich wende den Wagen und fahre bergauf, vorbei an meiner schönen Handhabe.

Weiter windet sich der Pfad auf dem blanken Fels durch das dunkle Tal, die Finger der Scheinwerfer zeigen immer wieder ins Leere, wenn eine scharfe Kehre kommt.

Blitze durchzucken die Schwärze und wenige, erste schwere Tropfen klatschen auf die Windschutzscheibe.

Bald prasselt der Regen heftig auf die Scheiben und danach trommeln walnugroße Hagelkörner auf das Blech.

Im ohrenbetäubenden Lärm sehe ich kaum die Hand vor Augen.

Blitze zerreißen die Dunkelheit, blenden mich und der Donner betäubt meine Ohren.

Kaum ahne ich, wohin ich fahre.

Windböen rütteln und zerren am Wagen, die Steigung fordert dem nassen Gummi der Räder alles ab und manchmal krallen sie sich vergeblich in den Fels und sie drehen durch.

Diese Naturgewalten fordern meine volle Aufmerksamkeit, nur mühsam lenke ich den Wagen durch das Gebirge, bis, fast nicht überraschend, der Motor abstirbt, einfach ausgeht.

Das wars!

Der Sturm pfeift nun umso lauter um die Karosserie, Wasserschwallen peitschen die Scheiben, ich bin erschöpft.

Blitzschläge zischen, peitschen, knallen von allen Seiten gleichzeitig durch das Gebirge, die Echos aus den Tälern hängen drohendes Donnern an und bringen die Felsen zum beben.

Die Furcht, von einem der Blitze zerschmettert zu werden, wachst sich zur Angst aus. Zu sehr stört alles gleichzeitig auf mich ein.

Als ich erwache, ist es früher Morgen.

Die Luft ist kalt, klar, feucht, der Himmel hat sein Blau wieder gefunden.

In der Nacht bin ich auf einem Bergkamm zum stehen gekommen.

Hinter mir das enge Tal, durch das ich mich in dem Unwetter der vergangenen Nacht über die felsigen Serpentin nach oben gekämpft habe, vor mir ein abschüssige, schmal gewundene, asphaltierte Straße, die den Blick zu einem kleinen Dorf lenkt, das wie ein Schwalbennest an den Felsen klebt.

Ohne den Motor zu starten, lasse ich den Wagen abwärts rollen und lenke ihn mit einem letzten Schwung in eine kleine Felsnische.

"Gordes" lese ich auf dem verwitterten Ortsschild.

Mit klammen Gliedern suche ich den Marktplatz.

So früh ist noch keiner auf den Beinen, eine gute Gelegenheit, mich ungestört umzusehen.

Ein abgeblätterter, ehemals weißer Pfeil auf einem kaum lesbaren Schild führt mich schließlich zu einem schloßähnlichen Gebäude.

"Musée Vasarely" entziffere ich.

Es durchführt mich freudig, davon hatte ich schon gehört, wäre aber nie auf den Gedanken gekommen, dieses Museum in einem Bergdorf zu vermuten.

Die Reise nach Florenz

Donnerstag nachmittag, Feierabend und schon in Urlaubsstimmung. Schließlich geht es am Samstag nach Florenz. Schlüssel ins Zäúndschloú, ich muú noch zur Bank, Geld abheben und vor allem tanken.

Ein letztes freundliches Grúúen des Pfúrtners, jetzt aber hurtig!

Schlússel herumgedreht, starten - ein unangenehm schrilles, hohes Pfeifen, der Motor stirbt ab. Stille!

"Was ist das? Oh nein ! Nicht jetzt, ausgerechnet jetzt".

Mit einem unangenehmen Gefúhl im Magen reiúe ich die Motorhaube auf. Ein banger Blick, der Zahnriemen ist gerissen. Zum Glúck ist der Motor noch heil. Ein Kollege fúhrt mich zum Ersatzteilhändler.

Der márrische, grauhaarige Mann im blauen Kittel lehnt an der Annahme. "So, so, Ford Escort. Wie alt?â€ Ich sinke etwas in mich zusammen.

â€Was, von 1985? Mann, das sind ja 15 Jahre! Zeigen Sie mir doch mal den Fahrzeugschein". Er beúugt das Dokument. "Mhm. Muú ich bestellen, so etwas haben wir nicht vorrútig. Das dauert mindestens zwei bis drei Tage, das Ding ist nicht leicht zu kriegen. Kommen Sie Samstag frúh".

Das wird eng, schließlich will ich am Samstag in Urlaub fahren. Am Samstag frúh mache ich eine kleine Fahrradtour und bin um neun Uhr in der Werkstatt.

"Ich máchte den Zahnriemen abholen". Der Mann trágt heute einen grauen Kittel. Er mustert mich und schaut úber die Schulter zurúck, als er in den hinteren Ráumen verschwindet. Nach einer Weile erklárt er: "Wir haben da was aufgetrieben, war nicht leicht!" Erleichtert und voller Schwung radle ich nach Hause. Jetzt schnell den Zahnriemen montiert, und dann geht es in den Urlaub.

Mit der Montage komme ich nicht recht voran, der Sohn muú helfen, schließlich ist er Kfz-Mechaniker.

Der Zahnriemen paút nicht, er ist zu lang. Auch das noch!

Nun ist schon Nachmittag und die Werkstatt hat geschlossen. Nächste Woche wieder einen neuen Zahnriemen bestellen und wieder warten, mein schúner Urlaub! "Ich will nach Florenz!" schreit es in mir.

Die Freundin meines Sohnes weiú Rat. Die Freundin der Freundin arbeitet in einem Reisebüro. Vielleicht kann sie helfen. Kurze Zeit später ruft dieser Engel zurúck. "Ja, da hat ein Ehepaar abgesagt". Die Ehefrau ist erkrankt, im Bus sind zwei Plätze frei. Welch ein Glúck! Bezahlt wird schnell und unbúrokratisch.

Montag frúh um sieben Uhr am Busbahnhof.

Der Fahrer ist etwas unsicher; er weiú nichts davon, daú ich mitfahren kann. Nach seinen Unterlagen ist der Bus bis auf den letzten Platz ausgebucht. Mit einiger Máhe gelingt es mir, ihn zu úberzeugen. Trotzdem muú ich bis zur Abfahrtszeit warten. Erst als niemand mehr erscheint, trágt er mich in seine Namensliste ein.

Schnell ist der Seesack verstaut, den Rucksack nehme ich mit in den Bus. Um acht Uhr rollen wir auf der Autobahn in Richtung Ásterreich.

Die Stimmung ist nach zwei Stunden Fahrt schon sehr gut.

Vor allem Käthe aus dem Selfkant nahe der hollúndischen Grenze tut sich hervor. Sie ist laut, naiv und hat eine durchdringende Stimme. Die Mitreisenden biegen sich vor Lachen, aber mir gehen nach einiger Zeit ihre dummen Sprúche und Witzchen auf die Nerven. Zum Glúck bietet der Sitz eine zwar enge, aber gemútlige Position, und ich dáse vor mich hin. Nun hat ja doch noch alles ein gutes Ende gefunden.

Am Brenner-Paú regnet, schneit und stúrmt es, aber gegen Abend náhern wir uns auf einer gefúhrlich verschneiten Talabfahrt dem Ort der Ábernachtung.

Am náchsten Tag geht es mit frischen Krúften weiter nach Italien. Die schmale Straúe schlúngelt sich bergab und plútzlich stút die Sonne durch die Wolken.

Schlagartig wird es warm und gemútlig, und nach kurzer Zeit fahren wir sogar an blúhenden Apfelbáumen vorbei.

Dann wird die Landschaft etwas eintúgig, und der altbewúhrte Reisefúhrer vertreibt mir die Zeit,

bis die Ebene auftaucht. Das lässt sich gut an. Marmorbrüche und Steinlager säumen die Straße, die zur Toscana führt.

Wie das klingt: Toscana, Pisa, Siena, Florenz. Ja, vor allem Florenz, das an den Ufern des Arno den Humanismus und die Kunst geboren hat.

Der Busfahrer bearbeitet sein Mikrofon und schildert während der Fahrt was uns erwartet - Kunst, Kultur, Landschaft.

Seine langatmigen und eintönigen Ausführungen haben eine einschläfernde Wirkung auf mich. Meine Liege liegt in meinem Sitz und träume von Michelangelo.

Die nieselnde Stimme im Lautsprecher lässt mich hochfahren: "Sie haben ungefähr vier Stunden Zeit, um auf eigene Faust etwas zu unternehmen und um fünf Uhr treffen wir uns am Busparkplatz beim Arno".

Ein Augenblick der Stille, dann ein empörter Aufschrei in den hinteren Reihen. Nun bin ich wirklich hellwach - diese Stimme - das klingt nach Kethe: "Hören Sie mal, Sie. Wie sieht der Mann denn aus, den kenne ich doch gar nicht!".